**Bezugs-Preis**

für Leipzig und Vororte durch unsere Träger und Spediteure ins Haus gebracht: Ausgabe A nur morgens) vierteljährlich 3 M., monatlich 1 M., Ausgabe B (morgens und abends) vierteljährlich 4.50 M., monatlich 1.50 M. Durch die Post bezogen (2 mal täglich) innerhalb Deutschlands und der deutschen Kolonien vierteljährlich 3 M., monatlich 1 M. ausschl. Postbestellgeld, für Oesterreich-Ungarn vierteljährlich 5 K 45 h.

Abonnement-Annahme: Augustusplatz 8, bei unseren Trägern, Filialen, Spediteuren und Annahmestellen, sowie Postämtern und Briefträgern.

Die einzelne Nummer kostet 10 Pfg.

Redaktion und Expedition: Johannisgasse 8. Telegr. Nr. 14692, Nr. 14693, Nr. 14694.

Berliner Redaktions-Bureau: Berlin NW. 7, Prinz Louis Ferdinand-Straße 1. Telephon I. Nr. 9275.

**Morgen-Ausgabe B.**

# Leipziger Tageblatt und Handelszeitung.

Amtsblatt des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

**Anzeigen-Preis**

für Inserate aus Leipzig u. Umgebung die 6gespaltene Petitzeile 25 Pf., finanzielle Anzeigen 30 Pf., Reklamen 75 Pf.; von auswärts 30 Pf., Reklamen 1 M.; vom Ausland 50 Pf., finanz. Anzeigen 75 Pf., Reklamen 1.50 M.

Inserate v. Behörden im amtlichen Teil 40 Pf. Beilagegebühr 5 M. p. Tausend exkl. Postgebühr. Geschäftsanzeigen an bevorzugter Stelle im Preise erhöht. Rabatt nach Tarif. Festerteilte Aufträge können nicht zurückgezogen werden. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird keine Garantie übernommen.

Anzeigen-Annahme: Augustusplatz 8, bei sämtlichen Filialen u. allen Annoncen-Expeditionen des In- und Auslandes.

Haupt-Filiale Berlin: Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg., Lützowstraße 10 (Tel. VI, 4603).

Nr. 140. Mittwoch 22. Mai 1907. 101. Jahrgang.

## Das Wichtigste vom Tage.

* Der Kaiser hat sich nach Cadinen begeben. (S. Dtschs. R.)

* Die Ernennungen für das neugeschaffene Reichskolonialamt sind nunmehr erfolgt. Gouverneur v. Lindequist wurde Unterstaatssekretär. (S. Dtschs. R.)

* Der bisherige Geh. Legationsrat Dr. v. Schuckmann ist zum Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika ernannt worden. (S. Dtschs. R.)

* Vom 4. bis 7. September findet, wie uns ein Privattelegramm meldet, in der Nordsee ein Kaisermanöver der Hochseeflotte statt, wozu besonders umfangreiche Vorbereitungen getroffen werden.

* Ein Konsortium Leipziger Banken und Bankhäuser hat vom Rate der Stadt Leipzig 8 Millionen Mark 4prozentiger Leipziger Stadtanleihe fest übernommen und wird diese demnächst zur Zeichnung auflegen. (Vergl. Hdlsztg.)

* Bei einem Verkehrsunfall auf der Kleinbahn Eltville—Schlangenbad wurden am ersten Pfingstfeiertage etwa 20 bis 40 Personen schwer verletzt. (S. Neues a. a. W.)

* Den Hoppegarten-Jubiläumspreis (15 000 M) gewann gestern Herrn Weinbergs „Fels". (S. Sport.)

## Landbefestigungen an unseren Seeküsten.

Von der Nordsee schreibt man uns:

Der Wert von schwimmenden und von unbeweglichen Festungen zum Küstenschutz ist oft ganz verschieden gegeneinander abgeschätzt worden. Als die Franzosen 1870 seinen Angriff gegen irgendeinen deutschen Küstenpunkt unternahmen, war man geneigt, der Landbefestigung eine übermäßige Bedeutung beizumessen. Dann kam eine Zeit, wo man umgekehrt nur die schwimmenden Kolosse als geeignete Verteidigungsmittel ansah. Und jetzt neigt sich das Urteil wieder mehr den gepanzerten Landbatterien zu.

Diese haben den Vorteil, den Torpedos und Minen unerreichbar zu sein, auch können sie nicht versenkt werden. Dagegen haben die Schiffe an ihrer Beweglichkeit einen nicht genug zu schätzenden Vorzug. Sie können erscheinen, wo sie wollen, an Punkten, wo die Landbefestigungen keinerlei Abwehr unternehmen können.

In so wenigen Gegensätzen erschöpft sich die Sache aber nicht. In den Zeiten der ungepanzerten Schiffe hatten die Landbefestigungen ein großes Uebergewicht wenigstens in der Zurückweisung eines Angriffs. Jedoch gilt das nur vom Angriff bei Tage. Bei Nacht war ein großes Objekt, z. B. die befestigte Stadt Genua, auch von ungepanzerten Schiffen nicht anzugreifen, weil kein Schuß fehlgehen konnte. Dagegen war das Schiff vom Lande aus kaum zu treffen, da man es nicht sehen, seine Entfernung nicht schätzen konnte; blieb das Schiff in der Fahrt, so war kein Anhalt zur Ermittlung seines Ortes gegeben. Seit Erfindung des Panzers haben der Panzer und die Kanone einen Wettlauf angetreten. Der Panzer hat über 30 Zentimeter Dicke erreicht, das Geschütz ist ihm gewachsen geblieben. Die größten Kaliber durchschlagen diese Panzerung noch auf 3 Kilometer Entfernung, wenn der Auftreffwinkel nicht unter 60 Grad sinkt. Nun schießen aber die schwersten Schiffsgeschütze, natürlich auch die der Landbefestigungen, auf 20 Kilometer und mehr. Aber — der ganze Weg dieser Argumentation ist mit wenn und aber verbaut — auf solche Entfernungen legt das Geschoß einen steilen Bogen zurück; trifft es das Deck, so kann es dieses um so leichter durchschlagen, als die Deckpanzerung stets viel schwächer ist. Es trifft nur nicht leicht, denn ein Irrtum in der Entfernung um nur 100 Meter macht, daß zu kurz oder zu fern geschossen wird. Bombardiert dagegen ein Schiff eine befestigte Stadt, so hat es leicht zu treffen, weil das Geschoß immer irgendeinen Punkt der Stadt erreichen wird. Ein gut gepanzertes Schiff kann sich einem Kriegshafen, der nicht durch eine Flotte verteidigt wird, ohne erhebliche Gefahr auf wenige Kilometer nähern, selbst bei Tage; vollends wird dem Kriegshafen eine ernstliche Gefahr bereitet, wenn der Feind mit einer Anzahl Schiffe kommt und einige von ihnen riskieren will.

Die Sache verwickelt sich merklich durch die unterseeischen Minen. Die submarinen Krater, die selbst ein Panzerschiff in die Luft sprengen können, werden entweder fest verankert und mit Kontaktzündern versehen (wenn sie entfernter vom Lande liegen), oder mit elektrischen Zündern (wenn sie so nahe beim Lande liegen, daß von hier aus die Explosion gezeigt werden kann). Endlich haben neuerdings die Russen auch treibende Minen verwandt, bei denen der Kontakt mit dem feindlichen Schiff dem Zufall überlassen wird. Alles das hat wieder die Gefahren für das Schiff stark vergrößert und sein Uebergewicht verringert. Ob das Zerstören von Minen durch das Explodieren von Gegenminen zuverlässig ist, weiß man nicht. In einem engen, durch Minen gut verteidigten Fahrwasser ist die Passage für die Angriffsflotte immerhin sehr heikel.

Die Schlacht bei Tschima hat gezeigt, daß Panzerschiffe selbst dann schwer leiden können, wenn die Panzerung standhält, also z. B. auf mittlere Entfernungen. Der ganze Aufbau auf dem Deck, Schornsteine, Masten, Kommandobrücke, Hauptfeuerapparat, die Schnellfeuerbatterien usw., kann zerstört werden und daraus ein großer Nachteil für Navigierung und Gefecht entstehen. Auch der moralische Eindruck kann verderblich sein. In diesem Punkte fällt der Landbefestigung ein Trumpf nach dem anderen zu. Besteht sie, wie sie doch soll, aus Kuppeltürmen von stärkster Panzerung und flacher Wölbung, so hat sie selbst wenig einzustehen. Jene schwächeren Ausbauten fehlen bei ihr ganz. Selbstverständlich muß sie mit schwerstem Geschütz ausgerüstet sein. Kommt ein Panzerschiff ihr nahe, so muß es unter wesentlich nachteiligeren Umständen fechten als die Landbefestigung.

Natürlich ist noch manches Wenn und Aber dabei. Ihren Hauptwert hat die Landbefestigung, wenn sie isoliert liegt, wenn also die vorbeigehenden Geschosse keinen anderweitigen Schaden anrichten. Liegen die Forts aber hart vor größeren Städten, vor Häfen, Docks, Reparaturwerkstätten, Arsenalen, vor den Behausungen einer zahlreichen Bevölkerung, so können angreifende Schiffe dem Feinde doch enormen Schaden zufügen. Es ist daher eine ganz naturgemäße Tendenz, die Landbefestigungen so weit vorzuschieben, daß das eigentlich zu beschirmende Objekt schwer oder gar nicht erreichbar ist. Manchmal macht die Natur das, indem sie die Einfahrten eng gestaltet (Bilerta, Spezia, vor allem die Deckung Konstantinopels durch die Dardanellen). Manchmal ist es unmöglich, solche vorgeschobene Punkte zu gewinnen (Genua, Ancona). Es ist also völlig unmöglich, mit einem allgemeinen Urteil die Frage zu erschöpfen, ob der Panzerturm am Lande oder das Schiff den Vorzug verdient.

Für deutsche Verhältnisse zeigt man neuerdings dazu, den Landbefestigungen eine erhöhte Berechtigung zuzusprechen. Man spricht von der Verteidigung der Ems durch Forts auf der Westspitze von Borkum; dort geht in wenigen Kilometern Entfernung das einzige Fahrwasser vorüber; alle größeren Schiffe müssen dort vorbei. Bei Helgoland liegt die Sache umgekehrt. Es liegt mitten in der See, die Schiffe können, wenn sie wollen, fern bleiben oder nahe herankommen. Die Einfahrt nach Wilhelmshaven kann nicht anders genommen werden, als wenn man von Schillighörn bis Wilhelmshaven 23 Kilometer an der oldenburgischen Küste entlang gefahren ist, wobei das Fahrwasser nie weiter als 4 Kilometer von der Küste entfernt ist; nebenbei ist letztere nur von zerstreuten Bauernhäusern besetzt; sie eignet sich also sehr zur Verteidigung durch Landbefestigungen. Annähernd ebenso günstig liegen die Dinge in der Wesermündung, wo Bremerhaven-Geestemünde-Lehe, ein Stadtkomplex mit 80 000 Einwohnern und sehr großen Werten an Häfen, Docks, Schiffen zu schirmen ist. Die jetzigen Befestigungen, alte Panzertürme mit ungenügender Bewaffnung, liegen ganz wenige Kilometer von den Ortschaften. Der Feind kann letztere zerstören, ohne sich in den Bereich der Panzertürme zu begeben. Dagegen geht das einzige Fahrwasser auf eine Strecke von 20 Kilometer an dem fast unbewohnten östlichen Ufer hin, sich nirgends mehr als 5 Kilometer von ihm entfernend. Weit nördlich vorgeschobene Türme konnten viel zur Verteidigung der Wesermündung tun. Gleich günstig liegen die Sachen in der Elbmündung, nur daß dort Cuxhaven in die Verteidigung einbezogen werden müßte, also nicht durch ferne Forts verteidigt werden könnte. Hamburg liegt in der Luftlinie 90 Kilometer von Cuxhaven entfernt, es kann spielend leicht durch Minen oder versenkte Schiffe verteidigt werden.

Die Aufgaben der Küstenverteidigung sind beständig im Fluß. Man darf wohl annehmen, daß die Marineverwaltung ihre guten Gründe hat, um jetzt wieder auf die so lange Zeit als minderwertig angesehene Landbefestigung zurückzukommen. Es wird auch hier heißen: ganze Arbeit zu machen, damit es nicht wieder geht wie beim Nordostseekanal, der schon so bald der Erneuerung bedurfte.

## Der Münchner Hoftheater-Prozess.

(Von unserem Münchener Korrespondenten.)

Schon vor Beginn des Prozesses, auf den sich nicht allein die Skandalsucht deutscher Provenienz unbändig freute, war es kein Geheimnis, daß die Anwälte auf einen Vergleich hinarbeiteten. Den Klägern konnte es vollauf genügen, wenn die Beweisaufnahme ihre Integrität ergab, dem Beklagten — nur einer stand ja anstelle des edlen Konsortiums — war es, je näher der Termin heranrückte, umso banger um seine Gottähnlichkeit geworden. Schon bei seinem ersten Verhör merkte man es dem Chefredakteur des frommen „Bayerischen Kuriers" an, daß er auf seinen Rückzug bedacht war. Ein kläglicherer ist in einem Gerichtssaale noch nicht erlebt worden. Der Vergleich hat den Beklagten vor einer gerichtlichen Verurteilung scharfer Art gerettet. Umso vernichtender aber ist die moralische ausgefallen. Man hat ihm ja den guten Glauben zugebilligt, aber die Priorität sondergleichen, auf solches Material gestützt, die Ehre bislang makelloser Persönlichkeiten, darunter eines Felix Mottl, vernichten zu wollen, in den „Erhebungen" einen Schels als Vertrauensmann zu benützen, von dem gegrüßt zu werden, nicht nur „Unter den Linden" längst unerwünscht war, diese unerhörte Frivolität bleibt, ob man nun an den „guten Glauben" glauben mag oder nicht, in vollem Umfange bestehen. Die ganze anständige Presse hat Anlaß, gegen die Behauptung des Herrn Siebert zu protestieren, daß er eine publizistische Pflicht erfüllt habe. Im Interesse des guten Rufes des Hoftheaters, im Interesse des Prinz-Regenten, der vom Beklagten und seinem Verteidiger mit beneidenswertem Takte immer wieder hereingezogen wurde, soll die saubere Campagne unternommen worden sein; denn der Regent könne schließlich für die Zustände im Hoftheater — verantwortlich gemacht werden. In Wahrheit war aber die Triebfeder nichts anderes als die Sensationslust, als die Befriedigung niedrigen Hasses der Hintermänner. Auf die „Enthüllungen" gestohlener Briefe die „Mottl-Affäre". Der politische Hintergrund fehlte auch hier nicht, so paradox es auch klingen mag. Es sollte noch ein Nachspiel in der bayerischen Kammer inszeniert werden. Der einzige Milderungsgrund, der für den Beklagten geltend gemacht werden kann, ist die Tatsache, daß ihn Zentrumsgrößen trieben. Zum mindesten hatte Dr. Heim, der Aufsichtsrat und Direktor im „Bayerischen Kurier", seine Hand im Spiele.

Klatsch, überall Klatsch, würde Hans Sachs singen. Erbärmlicher Klatsch. Die verehrlichen Damen und Herren, die sich wochenlang um Plätze im Gerichtssaale balgten, die Scharen derer, die da auf so manches pikante Histörchen hofften, die Neider und Konkurrenten, die Wächter deutscher Sittlichkeit, zu denen die Leute vom Schlage des „Bayerischen Kurier" zunächst zählen, sie alle sind nicht auf ihre Rechnung gekommen. In zweierlei Richtung mag der Prozeß doch Gutes gewirkt haben, zunächst für München, indem vielleicht doch trotz aller „Gemütlichkeit" das eine oder andere zweifelhafte oder zweifellose Element unmöglich geworden ist, dann aber auch für die Allgemeinheit. Deutlicher noch als bisher mögen die anständigen Leute erkennen, mit welcher Vorsicht der allerwärts in Blüte stehende Theaterklatsch zu genießen und zu bewerten ist.

Rein und makellos in ihrer Ehre, in ihrem Amte sind die so schwer Geschändigten und Verleumdeten aus der Verhandlung hervorgegangen. Nicht einmal in dem Punkte des Ewig-Weiblichen, in welchem Theatergewaltige so leicht straucheln und unterliegen, ist ein Tadel auf sie gefallen. Aus rein menschlichen Gründen freuen wir uns dessen für alle drei, aus künstlerischen insbesondere wegen unseres Mottl. Der große Künstler ist auch ein Ehrenmann, ein vollendeter Gentleman. An dieser Stelle habe ich, als die Scheiterhaufen-Artikel erschienen, als feste Ueberzeugung ausgesprochen, daß er an der Schulden- und Pumpwirtschaft seiner Frau gänzlich unschuldig und unbeteiligt ist. Das hat sich glänzend erwiesen. Wohl aber ist seine Bescheidenheit und Genügsamkeit, seine Noblesse auch der breitesten Oeffentlichkeit klar geworden. Wenn man eines an ihm tadeln könnte, dann wäre es die beinahe unbegreifliche Nachsicht der Frau gegenüber, die seine Einkünfte verschwendet, seinen Namen schändet, deren Gebaren vielleicht nur vom pathologischen Standpunkte aus gewürdigt werden kann. Man konnte sich der Bewegung nicht erwehren, als der Sozius seines Rechtsvertreters als Zeuge unter Eid bekundete, welche Summen Mottl noch in den letzten Jahren für seine Frau bezahlte, darunter einmal für eine Blumenrechnung die Kleinigkeit von 4000 M. Dabei muß man wissen, wie diese Frau über Mottl spricht, wie sie sein Ansehen zu schädigen sucht. Er aber glaubt noch im Gerichtssaale an ihre Besserung. Selig sind, die da glauben, bemerkte sein Vertreter, Justizrat Heßling. Auch die Romantik fehlte bei diesem Kapitel nicht. Der eben erwähnte Sozius bekundete, eine unbekannte „Dame in Schwarz" — ganz wie in „Minna von Barnhelm" — sei zu ihm ins Bureau gekommen und legte eine große Summe auf den Tisch, da sie den Künstler Mottl von den Schulden seiner Frau befreien wollte — das Angebot wurde aber ohne Besinnen abgelehnt.

Auch sonst hat Mottl sein Amt in keiner Art mißbraucht. In ehrenvollster Weise wurde insbesondere der Stall Faßbenders aufgeklärt. Er hat allerdings auf sie als eine ausgezeichnete dramatische Sängerin hingewiesen, aber den Generalintendanten gebeten, sie selbst zu hören. Dieser vollzog dann das Engagement. Unterdessen hat sich herausgestellt, daß die Dame nur an einer Stimmerkrankung litt, als Brünhilde hat sie nach dem Urteile der ernsten Kritik die Meinung Mottl's vollauf bestätigt. Besondere Beachtung verdient die Aussage des Leipziger Opernsängers Löschcke, die nicht allein den prächtigen Charakter dieses Zeugen bartat, sondern auch die ganze Erbärmlichkeit der gegen Mottl geschmiedeten Machinationen. Schels hatte sich an ihn wegen Materials über den „Knaben Mottl" gewandt — der „Kerl" müsse bald beerdigt werden. Löschcke aber erwiderte ihm, er sei seinerzeit völlig unwahr berichtet worden und habe Mottl Abbitte geleistet. Trotzdem aber benützte Schels die früheren Mitteilungen und der „Bayer. Kur." druckte sie. Der Ehrenmann Brutus-Schels, der unbeeidigt vernommen wurde, erzielte durch eine de- und wehmütige Abbitte, in der er sein ganzes Dasein renoncierte und bepreciierte, die Zurücknahme der angekündigten Klage, die Ehre, in den Vergleich aufgenommen zu werden, wurde ihm versagt. Noch sei hier Possart erwähnt, dem es gelang, auch diesmal bei offener Szene, parbon, vor Gericht, den Beifall des Publikums zu erwecken. Aber der Schilderung Mottls als Künstler und Menschen durfte man voll beistimmen. „Stecken Sie dem Manne 40 Zigaretten und 4—5 Mark in die Tasche, damit er von einer Stätte seines Berufes an der anderen pünktlich eintreffen kann, dann sind alle seine Bedürfnisse befriedigt."

Und nun zum Generalintendanten v. Speidel. Er stände heute, wenn er nicht dem Wunsche des Regenten gefolgt wäre, an der Spitze einer Division. Vermutlich wäre ihm wohler, vielleicht wäre er am richtigen Platze — noch läßt es sich nicht mit aller Sicherheit entscheiden. Gewiß ist er aber ein unbadeliger Kavalier. Auch dem Ehemann mußte Herr Siebert das gleiche Zeugnis ausstellen. Fräulein Wimmer, zu der man ihm intime Beziehungen nachgesagt hatte, die er darob unter Verletzung seiner Amtspflicht bevorzugt haben sollte, feierte einen Triumph, wie er ihr auf den Brettern noch nicht beschieden war. Nicht durch theatralische Effekte, durch ihre Bescheidenheit und Lieblichkeit, die ihr alle Sympathien gewannen. Es wäre ihr auch ohne Eid geglaubt worden.

Auch von den sonstigen Beschuldigungen gegen Herrn v. Speidel blieb nichts irgendwie Gravierendes übrig.

Endlich zum Oberregisseur Heine. Auch die Anklagen gegen ihn zerstoben wie Seifenblasen. Er bedient sich nur manchmal derber, sehr derber Ausdrücke. Herr Moonard, einer der damaligen Tischgenossen, erzählte es als Zeuge und in höchster moralischer Entrüstung. Mag man ihm beistimmen oder nicht, es wäre im Interesse unseres Schauspiels schade, wenn Heine aus seinen Kraftaussprüchen ein Strick gedreht werden könnte.

Trotz allem fehlten in der Verhandlung die ästhetischen Genüsse nicht völlig. Ich habe bereits Herrn v. Possart erwähnt. Wie er die Bitte motivierte, vom Amte eines Sachverständigen entbunden zu werden, er, „der anderthalb Jahre lang freiwillig in der Verbannung von München gelebt hat", das war eine kostbare Meisterleistung. Die Anwälte der Kläger, unter ihnen Max Bernstein, ergänzten sich in überaus glücklicher Harmonie. Den größten Genuß für Juristen und Laien gewährte aber die unübertreffliche Sachkenntnis, Gewandtheit und Liebenswürdigkeit, mit der Oberlandesgerichtsrat Mayer, der Vorsitzende in allen Preßprozessen, die Verhandlung leitete. Die norddeutschen Herren waren davon förmlich enthusiasmiert.

## Berliner Pfingsten.

„Mutter, nu mach man schon un koof ne Pfingststaude, aber ex bisken balli!" Das sagte ein Mann zu seiner Frau auf der Frankfurter Straße, als ich gerade auf den Auto-Omnibus sprang. Denn der Berliner verwechselt die Verwandtschaftsbeziehungen nun einmal aus Prinzip: er sagt nicht nur „mich" anstatt „mir" und „dich" anstatt „dir", er sagt auch zu seiner Frau „Mutter", gleichviel ob er in der Lage ist, sie als Mutter seiner Kinder anzusprechen oder ob er gar keine Kinder hat.

Die vielen, vielen Leute allerdings, die ihren Pfingstbaum auf den kleinen Balkon herausstellen, haben alle Kinder, sogar recht viele Kinder. Man kann durch die Straßen von Berlin W. gehen, ohne auf Kinder zu stoßen, man kann es nicht in Berlin N. und Berlin O. Es wimmelt von Nachkommenschaft. Freilich laufen auch die Kinder von Berlin W. nicht barfuß auf der Straße umher, sie machen nicht ihre Schularbeiten in irgend einem Torweg, auf groben Ecksteinen hockend, wie man das in den „minderen" Gegenden der Reichshauptstadt sehen kann, aber der Unterschied in der Zahl ist so außerordentlich, daß man ganz von selbst merkt, in welchem Stadtteil die Anhänger der neomalthusianischen Lehre sitzen.

Der Berliner Pfingstbaum, das ist noch so ein letzter Rest von Volkssitte, die aus dem Lande draußen überkommen ist und mit der sich der Berliner Spießer das Erwachen der Natur symbolisiert, indem er sich in Hemdsärmeln neben seinen Baum auf den Balkon setzt und den Rauch einer Ausschußzigarre in das helle Grün bläst. Während sich die Weihnachtsfeier in allen Teilen Deutschlands noch vollkommen erhalten hat, kennt man eine Pfingstfeier im Kreise der Familie überhaupt nicht mehr. Höchstens, daß der Vater ein Röslein ansetzt, wenn der Waldmeister schon da ist. Als letzter äußerlicher Rest ist der Pfingstbaum übrig geblieben. In ganz Norddeutschland und in einigen Strichen Mitteldeutschlands. Die Volksbelustigungen, die sich früher und auf dem flachen Lande auch heute noch an die Errichtung des Maibaums anschlossen, sind in der Großstadt abgetrennt worden und existieren nur noch in Form von Jahrplätzen, zu denen das Volk an den beiden Feiertagen hinpilgert. Auf dem Lande draußen hat man noch die Sitte beibehalten, daß an einer langen Stange oben ein Kranz befestigt wird, an dem allerlei Gebrauchsgegenstände oder Zuckerwerk herumbaumeln. Die jungen Burschen mühen sich ab, die Stange zu erklimmen und gleiten mit einem abgeknüpften Gegenstand in der Hand wieder herab, falls sie kräftig und geschmeidig genug waren, die Stange bis zur Spitze zu erklettern. Auch in den Gutshöfen der Mark sieht man diese Belustigung in den Pfingsttagen noch heute.

All diese Gebräuche gehen letzten Endes aufs Heidnische zurück. Aber nicht aus diesem Grunde bröckelt Jahr für Jahr mehr von ihnen ab, sondern weil die Bauernburschen, die ihre Militärzeit in der Stadt verbracht haben, sich zu stolz und zu aufgeklärt fühlen, sich an ihnen zu beteiligen. Es ist schade drum. Denn es steckt etwas Liebliches und Ehrwürdiges zugleich in diesen alten Bräuchen.

Aber der Berliner, konservativer denn je, läßt sich seinen Pfingstbaum nicht nehmen. Hunderte von Wagen, vollbeladen mit Birkenbäumchen, fahren kurz vor Pfingsten durch die Straßen der Stadt und finden willige Käufer. Wenn man durch die nördlichen und östlichen Gegenden der Riesenstadt geht, so findet man fast auf jedem „Schwalbennest" (so nennt der Volksmund die kleinen Balkone, die zu Dutzenden an die Mietskasernen angeklebt sind) einen oder mehrere Pfingstbäume.

Alles, was früher einmal einen tieferen Sinn hatte, erscheint in der Großstadt verflacht und veräußerlicht. So ist's auch mit dem Pfingstbrauch. Ein jeder stellt seinen Baum heraus, weil er weiß, die Nachbarn tun dasselbe. Und das Programm ist in Tausenden von Familien zu Pfingsten das gleiche: des Morgens streicht Mutter die Stullen und die ganze Familie zieht hinaus ins Freie. Dort lagert man sich in der „Stille der Natur" und Papa zieht den Rock aus, um ad oculos zu demonstrieren, daß es nun Frühling ist. Mit der Stille der Natur aber ist's eine eigene Sache. Man muß schon ein gut Stück mit der Eisenbahn von Berlin wegfahren, wenn man ihrer teilhaftig werden will. Denn die Wälder und Wiesen in der weiteren und weitesten Umgebung Berlins, der Grunewald und die Köpenicker und Tegeler Seen insbesondere, wimmeln von Ausflüglern. Es gibt keinen Platz, von dem aus der Blick nicht auf mindestens ein Dutzend Familien fällt, die sich ebenfalls zum Picknick niedergelassen haben. Der ganze Wald ist besetzt. Und an den durch die Natur bevorzugten Stellen geht die Zahl der Besucher in die Tausende. Die Kinder schreien und lärmen, die Rasseln knarren, die Trompetchen schmettern und der Berliner selbst, der ja auch nicht zu den Stillen gehört, macht seine schnodderigen Witze möglichst laut, damit recht viele Nachbarn seinen „Jeist" bewundern können. An dieser Qualität Naturfreude läßt sich der Berliner genügen. Ja, man kann sagen, es sind die wenigsten, deren Sehnen ein wenig tiefer geht, die den Charakter des Surrogats in diesen Freuden erkennen. Weitaus die meisten sind sich nicht im entferntesten mehr klar darüber, warum sie eigentlich zu Pfingsten von einem Bedürfnis ins Freie hinausgewandert ergriffen werden.

Ein Wandern ist es ja auch schon lange nicht mehr. Erst geht's eine Weile mit der Elektrischen, dann geht's mit der Hochbahn oder mit der Stadtbahn und dann vielleicht wieder mit der Elektrischen. Jetzt kommt der obligate Spaziergang, der einer Volkspromenade gleicht. Viel und lang zu gehen, empfiehlt sich nicht, denn der Berliner, schlau und sparsam, hat seinen Proviant bei sich. Und da er den praktischen Rucksack nur vom Hörensagen kennt, so verteilt er Brot, Wurst, Schinken, Käse und Kaffee in viele Paketchen. Und jedes Familienglied muß eines tragen. Und wenn nun zu diesen Paketchen noch der Ueberzieher kommt, und Stock oder Schirm und das Schmetterlingsnetz und abends gar noch der unvermeidliche Lampion, dann verbietet sich eine richtige Wanderung für den also Beladenen von selbst.

Und der echte Berliner, der kann wohl auf belegte Brote verzichten, aber nie und nimmer auf den Kaffee, den er gemahlen mit sich führt. „Der alte Brauch wird nicht gebrochen, hier können Familien Kaffee kochen", das liest man auch heute noch an jeder kleinen bürgerlichen Restauration in und um Berlin. Und auf diese Tradition ist der Berliner stolz. Ein Restaurateur, der sich diesem Brauch nicht fügen wollte, würde in Verruf kommen. Die Mutter gibt ihr Päckchen Kaffee ab und „leiht" sich für 5 Pfennige kochendes Wasser. Die „Sahne" ist gratis. Sie empfängt die dickbäuchige Kaffeekanne und hat — Hut ab vor der sparsamen Hausfrau! — pro Tasse 10 Pfennige gespart. So einfach freilich, wie sich das liest, ist es doch nicht. Denn jeder will seinen mitgebrachten Kaffee abgekocht haben und der Andrang an der Restaurationsküche ist zu Pfingsten fürchterlich. Da heißt es sein Geduld haben und Queue bilden. Man kann selten in Berlin etwas Eigenartigeres sehen, als an hundert Frauen und „Mächens", die im Gänsemarsch hintereinander marschieren, den Kaffeetopf sorglos in den Händen haltend. Von den Jungfrauen des Alteriums, die mit Opfergaben beladen dem Altar des Zeus oder der Aphrodite in würdigen Schritten nahten, und der Berlinerinnen, die mit dem Kaffeetopf in der Hand zur gastlichen

SLUB
Wir führen Wissen.